Pfeilgift.

Roman von **Georg Höcker.**

(11. Fortsetzung und Schluß.)

Gleich einem leisen Aufschrei ging es über die blau angelaufenen Lippen des Verhafteten. Wieder stampfte dieser mit dem Fuße auf den Boden auf, während dunkle Röthe über sein Gesicht huschte, um blitzschnell der vorigen Leichenblässe wieder Raum zu geben.

„Sprechen Sie dieses Wort nicht aus! .... ich kann es nicht hören!“ stieß er rauh hervor. „Nein, ich bin kein Mörder!.... hören Sie, ich bin es nicht!“

„Und wenn Sie das tausendmal sagen! .... ich glaube Ihnen nicht.... die Beweise führen eine zu deutliche Sprache!“

Ein drückendes Stillschweigen entstand in dem Gemache. Lindemann hatte sich verächtlich von dem regungslos Dastehenden abgewandt und war zu seinem Protokollführer herangetreten, anscheinend aufmerksam dessen Schreibereien durchsehend. Nach einer Weile trat er plötzlich unvermittelt wieder an den Verhafteten heran und maß ihn mit einem strengen, durchbohrenden Blick.

„Herr von Sencken!.... Sie führen einen stolzen, altehrwürdigen Namen!“ begann er in feierlich klingenden Tone. „Sie sind der letzte Sprosse eines Geschlechts, das in Ehren hochangesehen Jahrhunderte hindurchgelebt.... ruhmreich gelebt hat!.... Wie ist es möglich, daß Sie, der gereifte Mann, der Achtung doch wenigstens von seinen Mitmenschen zu verlangen berechtigt ist, sich selbst diese verscherzen können.... durch knabenhaftes, erbärmliches Leugnen.... durch Lüge, abscheuliche Lüge!“....

„Herr Untersuchungsrichter!... Diese Sprache!....

„Sie verdienen nichts Anderes, wenn Sie gleich einem Knaben leugnen!.... Soll ich Ihnen wirklich nochmals alle Verdachtsmomente, die mit vernichtender, zerschmetternder Wucht wider Sie aufgestellt sind, vorhalten?“ fuhr Lindemann fort und zürnend entrollte er dann wirklich mit beredten, feurigen Worten dem immer mehr zerknirscht Zusammensinkenden die Schuldbeweise, die wider ihn aufgehäuft waren.

Als Lindemann zu Ende gekommen war, herrschte wiederum tiefes Stillschweigen in dem Gemach.

Dann athmete Arno tief auf. „Nun denn, ich will gestehen, was ich weiß!.. sei es auch nur darum, weil ich es jetzt selbst einsehe, daß ich verloren bin.. und weil ich nicht möchte, daß der letzte Sprosse meines Geschlechts auf dem Schaffotte verblutet....“

„So hören Sie denn!“ setzte er nach kurzem Stillschweigen in rauhem, fast befehlend klingendem Tone hinzu. „Ja, ich habe meinen Bruder Werner getödtet .. jener angebliche Mister Lewis Brown ist Niemand anders, als Werner von Sencken, der längst Todtgeglaubte, gewesen....“

Von ihm unbemerkt begann der Protokollführer auf einen Wink Lindemanns ein jedes seiner Worte sorgsam aufzuzeichnen.

„So gestehen Sie es ein, Ihren Bruder ermordet zu haben?“

„Nein! ....in Teufelsnamen...... nein!“ zischte der Verhaftete, wiederum mit dem Fuße auf den Boden stampfend. „Sprechen Sie das entsetzliche Wort nicht aus!.... Ich bin vielleicht ein erbärmlicher Tropf .... ja, schlecht und verabscheuungswürdig habe ich gehandelt .... aber, da sei der Himmel mein Zeuge.... ich habe meinen leiblichen Bruder nie und nimmer vergiften wollen ....Hören Sie mich an und dann urtheilen Sie....und dann....dann....“ setzte er mit ganz leiser Stimme hinzu ....„Dann macht meinetwegen mit mir, was Ihr wollt!“

Wieder hielt er inne. Eine krampfhafte Bewegung überkam sein Inneres und er mußte sich mit der einen Hand hastig gegen die Wand stützen, um nicht umzusinken.

Der Untersuchungsrichter holte ihm einen Stuhl, aber mit trotzigem Kopfschütteln wies Arno diese Vergünstigung zurück.

„So hören Sie denn!“ begann er endlich. „Ich brauche nicht ausführlich anzuführen, wie ich mein zweideutiges, verrätherisches Doppelspiel bereits für gewonnen hielt....ich glaubte sicher, der zukünftige Erbe meines Bruders zu sein ....dazu hatte ich Frau Spindler fest im Garn....sie mußte mir gleichfalls ein beträchtliches Vermögen auszahlen, so daß ich fortan sorglos in die Zukunft blicken konnte und nicht mehr gezwungen war, das alte abscheuliche Leben zu führen....aber der Himmel hatte es anders beschlossen....ich blöder Thor sollte mich in meinem eigenen Netze fangen!“ ....

„Am Nachmittage jenes kritischen Tages kam ich zu meinem Bruder ins Hotel. Er empfing mich, auf einer Chaiselongue liegend, zwar ermattet, aber mit glücklich lächelndem Gesicht.

„Bruder“, rief er mir gleich nach meinem Eintritt zu, als wir uns allein im Salon befanden.... „denke Dir, ich bin glücklicher gewesen, als Du ....“ „Wie ich?....frug ich beklommen, schon nichts Gutes ahnend.

„Jawohl, denn alle Deine gutgemeinten brüderlichen Nachforschungen haben bisher noch zu keinerlei Resultat geführt .... Du bist vielmehr irregeleitet worden, denn man hat Dir einzureden versucht, Angelika sei todt.“ — „Sie ist auch todt,“ entgegnete ich staunend. — „Nein, sie lebt!“ rief mein Bruder mir entgegen...... und mir klangen seine Worte wie die Posaunenrufe des jüngsten Gerichtes in den Ohren.... „Sie lebt, sie lebt!....das war alles, was ich mit undeutlicher Stimme hervorzustammeln vermochte....“

„Ich habe sie selbst gesehen!“ fuhr Werner fort. „Denke Dir, unvermuthet gehe ich heute Vormittag auf der Siegesallee auf und nieder spazieren.... in der Nähe des Wranzelbrunnens will ich gerade die Kreuzung passiren, als dicht vor mir von der Bellevuestraße her ein feuriges Gespann des Weges dahergejagt kommt....ich habe eben noch die Zeit, schnell zur Seite zu springen.... mit einem einzigen vorwurfsvollen Blick streifte ich die Insassen....aber wie wurde mir, Bruder....als meine Augen auf eine abgehärmte und bleich dareinschauende Frau fielen..und, mein Gott, Arno....es war keine Andere, als Angelika....sie sah mich selbst nicht, denn sie blickte unverwandt nach der anderen Seite....sie schien überhaupt nichts zu sehen, denn ein tiefer seelischer Schmerz prägte sich in den feinen Zügen ihres Angesichts aus....Zum Glück stand neben mir ein Schutzmann, der eben in seinem Notizbuche etwas eifrig notirte ...Ich frug ihn, ob er das Gespann kenne.... er bejahte, eigenthümlich lachend....er notire sich ja eben den Kutscher wegen unerlaubt schnellen Fahrens ....das Gefährt gehöre dem Bankier Spindler und dessen Insassen seien die Gattin des Bankiers, sowie seine Pflegetochter.

„Du mußt Dich geirrt haben!.... es ist unmöglich!“ murmelte ich verstört, nicht anders glaubend, als daß mein Bruder bereits in dem wohlbekannten Hause der Ritterstraße gewesen sei und Alles von Angelika selbst erfahren habe ....„Nein, nein....ich habe mich nicht geirrt!“ versetzte Werner hastig. „Vorsichtig zog ich Erkundigungen ein, und es gelang mir, zu erfahren, daß Bankier Spindler wirklich eine ehemalige Freiin von Walden geheirathet habe, ich habe mir Alles notirt, er wohnt in der Ritterstraße 186, und nun, Bruder, habe ich eine große, dringende, herzliche Bitte an Dich.“

„Und worin besteht diese?“ preßte ich tonlos hervor.

Werner begann: „Angelika hat mich vergessen....der Gedanke, daß sie eines anderen Mannes Weib geworden ist, hat nicht einmal so viel Schmerzhaftes für mich, als ich zuerst geglaubt hätte.... sie steht durchaus gerechtfertigt in meinen Augen da, denn gleich Dir mußte sie an meinen Tod glauben .... sie hat jedenfalls die Briefe, die ich an sie geschrieben, gar nicht erhalten, sondern ihre harte Mutter hat sie, um weiteren Belästigungen auszuweichen, unterschlagen. Aber schau, Bruder, ganz vergeblich möchte ich denn doch nicht in die alte Heimath zurückgekehrt sein .... nur einmal noch möchte ich Angelika, sei es auch in Gegenwart ihres Gatten, da ich ja kein Geheimniß mehr mit ihr allein haben kann, entgegentreten kann und Abschied von ihr nehmen dürfen für immer und ewig....dieses sollst Du mir bewirken, Bruder.... Ich habe bereits den Brief geschrieben....dort liegt er im Schreibtisch bei den anderen Papieren, den sollst Du morgen früh ihr persönlich überbringen .... mein beredter Anwalt sollst Du sein ...sehnsuchtsvoll erwarte ich Deine Antwort....und wenn ich Angelika nochmals gesprochen und Abschied genommen habe von ihr,....dann will ich wieder scheiden....“

„Ich kann es nicht schildern, welche Seelenqual damals meine Brust durchzog.... ich kam mir dem so Edlen und Hochsinnigen gegenüber erbärmlich vor .... ich sah ein, daß mein Anschlag, den ich schon geglückt wähnte, nun noch im letzten Augenblick vernichtet werden mußte.... denn die Aussprache zwischen meinem Bruder und Angelika konnte ich nicht vermeiden.... dann aber stand ich vor Beiden als ehrloser Schuft gerichtet da.... meine Lebenslage wäre noch prekärer geworden als jemals! .... Nun aber hatte mein Bruder, wie er mir erzählte, von der Freude, der Aufregung überwältigt, einen leichten seiner Anfälle gehabt.... er hatte wieder die kleinste Dosis Pfeilgift zu sich genommen.... fürchtend aber, daß der Anfall wiederkehren könne, bat er mich deshalb, bei ihm zu bleiben.... Ich blieb!.... O, daß niemals ein Menschenherz durchempfinden möge, was ich an diesem Nachmittage empfand ... mit der Hölle im Herzen mußte ich dasitzen und mit anhören, wie er mit ahnungslosem Herzen und mit mildem Lächeln im Angesicht sich all' das Glück ausmalte, das er sich von dieser seiner letzten Unterredung mit Angelika versprach.... Es wurde später.... immer später.... in seiner Erregung und Freude hatte mein Bruder überhaupt mehr gesprochen, als ihm zuträglich war .... auch mehr von dem Feuerwein getrunken, als ihm der Arzt erlaubt hatte.... zuletzt hatte er trotz meines Widerspruches noch eine vierte Flasche Wein von dem Kellner heraufbringen lassen.... da, wenige Minuten vor elf Uhr wollte er zu Bette gehen....“

„Es wird mir auf einmal so seltsam,“ sagte er. „Ich will mich rasch niederlegen....es war heute ein recht glücklicher Tag....und nun will ich schlafen und von einem noch glücklicheren Morgen träumen, Bruder!“

„Unter meiner Beihilfe begab er sich zur Ruhe. Vom Bette aus bat er mich noch, ihm zum Schlaftrunk ein Glas Wein zu bringen....da, gerade als ich, das Glas Wein in der Hand, in's Schlafzimmer trete, sehe ich ihn wieder mit Schaum vor dem Munde in gräßlichsten Krampfeszuckungen daliegen. Der Anfall, den er gefürchtet, war mit furchtbarer, verheerender Wucht über ihn hereingebrochen.... „Bruder .... Bruder ....“ lallte er mit kaum noch verständlicher Stimme, „fünf....fünf....“

„Ich wußte recht wohl, was er damit sagen wollte....fünf der kleinen feinen Krystallflöckchen sollte ich ihm in's Getränk mischen, um ihn vor seinem Todfeinde zu retten......

„Da überkam mich plötzlich ein Taumel, über den ich nicht Rechenschaft zu geben wußte ...... wie geistesabwesend griff ich nach der Schachtel mit dem Pfeilgift....ich begann die Mischung zu bereiten....eins, zwei....drei....vier der Flöckchen that ich mit zitternder Hand hinein......das fünfte folgte....dann aber war's mit einem Mal, als ob das Zimmer mit Dämonen angefüllt sei. Teufelsfratzen grinsten mir entgegen. Da und dort, wohin ich schaute, überall sah ich sie und zugleich lastete auf meinem Innersten mit erdrückender Schwere der Gedanke, daß der nächste Tag meinen Untergang besiegeln und mich als ehrlosen, erbärmlichen Schuft bloßstellen müsse....und dort, den Mund mit dichtem Schaum bedeckt und sich auf seinem Schmerzenslager krümmend und wimmernd, mein Bruder! Und da...... da .....“ setzte er mit ganz leiser, fast erstickter Stimme hinzu, „da wurde der Teufel mächtig in mir......und ich that......ich weiß selbst nicht wie viel von dem tödtlichen Gift in den Wein und dann......dann......“

„Unglücklicher!...... Dann!“ rief Lindemann in höchster Spannung entsetzt.

„Dann flößte ich dem Bruder den Trank ein!..“ murmelte Arno mit aschfarbenen Lippen, während kalter Angstschweiß auf seiner Stirn mächtig hervortrat.... „Gott ist mein Zeuge, daß ich es nicht habe thun wollen, daß ein fürchterlicher, gräßlicher Drang in mir lebte, der mich unzurechnungsfähig machte... im nächsten Augenblicke schon schrie es jammernd in mir auf: „Bruder .... lieber Bruder...... Auf der Stelle ließ bei diesem der Krampf nach ...... seine Züge glätteten sich .. ein milder, friedlicher Ausdruck kam auf seinem Angesicht zum Vorschein, aber ... das Schreckliche geschah!... sein brechender Blick streifte mich noch einmal und mit einem langen, letzten Athemzuge hauchte er seine edle, großmüthige Seele aus...“

„Das ist Alles!“ schloß er .... „So, nun richtet mich .... verurtheilt mich... es soll mir gleich sein!“ ....

Tieferschüttert stand der Untersuchungsrichter da. Er vermochte aus dem plötzlich wieder schweigsam gewordenen Verbrecher nichts mehr herauszubekommen, nur mit Mühe gelang es ihm, dessen Unterschrift für das aufgenommene Protokoll zu erhalten.

Dann bat Arno mit müden, erschlafften Mienen, in seine Zelle zurückgeführt zu werden.

Am nächsten Morgen fand man ihn in derselben entseelt vor.

Der herbeigerufene Arzt stellte fest, daß der Unselige sich mit demselben todbringenden Gifte, dem sein Bruder zum Opfer gefallen war, getödtet hatte.... Auf unerklärliche Art und Weise mußte er trotz der stattgehabten peinlich genauen Untersuchung bei seiner Einlieferung das Gift mit sich in die Einsamkeit seiner Zelle haben nehmen können....

Nun lag er todt auf seinem Lager, der irdischen Gerechtigkeit entflohen .... er stand vor einem höheren Richter, der in's Verborgene sieht, aber öffentlich vergilt!

Aus dem Hause des Bankiers schwanden indessen die bangen Schatten der Sorge noch nicht so bald. Frau Angelika sank auf ein schweres Krankenlager; das durch die furchtbare seelische Erregung der letzten Wochen zum Ausbruch gekommene hitzige Fieber nahm indessen eine unerwartet günstige Wendung und zur Freude ihres Gatten erstand die Hartgeprüfte zu neuem gesegnetem Leben.

Zu Weihnachten machten Ernst und Dora Hochzeit. Der Erstere ist nunmehr der Associé Spindlers, der seinem treuen, verkannten Mitarbeiter diese Genugthuung schuldig zu sein geglaubt hatte. Die Liebenden sind glücklich, weit hinter ihnen liegen die Kümmernisse der Vergangenheit und sonnig heiter liegt das Leben vor ihnen.

(Ende.)

Das große Loos.

Novellette von Paul Michaelis.

Es war nicht so, wie es sein sollte. Die Beiden hatten sich seinerzeit geheirathet, „aus Liebe“, wie die Welt zu sagen pflegt, wenn sie andeuten will, daß es im Grunde eine Dummheit war; kaum, daß Doctor Fritz Klughart eine feste Stellung mit spärlichem Gehalte am Gymnasium einer kleinen Stadt erhalten hatte. Sie hatten freilich lange genug gewartet. Und man mußte zugeben, Minna war ein hübsches und gebildetes Mädchen, wenngleich sie die Zwanzig schon einige Zeit überschritten hatte. Aber was half das alles, eine Dummheit blieb es doch; ja, eine um so größere, da er sich dadurch mit sehr wohlhabenden Verwandten verfeindet hatte.

Die Beiden hatten sich während Fritzens Studienzeit kennen gelernt. Sie war Gesellschafterin seiner Tante, einer alten, eigensinnigen Dame, bei der Freisinn und Vorurtheil, gute und schlechte Laune eigenthümlich gemischt waren. Fritz war von jeher ihr Lieblingsneffe gewesen. Sein frisches Wesen, sein offener Blick, seine gesunde Natur sagten der kritteligen Alten ganz besonders zu. Auch verstand er sich darauf, gut vorzulesen und vertrieb der Tante manchen Abend die Langeweile durch einen Roman oder ein populär-wissenschaftliches Buch. Dabei saß dann Minna ein wenig im Hintergrunde, mit einer Handarbeit beschäftigt, nur dann und wann die großen klaren Augen zu ihm aufschlagend. So begegnete es sich wohl, daß ihre Blicke sich trafen. Und wie es geht, Fritz richtete seine Gedanken immer ausschließlicher auf das hübsche Fräulein, und auch sie blieb nicht gleichgiltig.

Zuweilen, wenn man zu einem Abschnitte gekommen war, wurde das Gelesene wohl auch besprochen. Fräulein Minna gab dann ab und zu eine bescheidene Erläuterung oder that eine kluge Frage, die sich Fritz mit ganz besonderer Wärme und Ausführlichkeit zu beantworten beeilte. Sie vergaßen manchmal, daß die Tante zugegen war, und hatten nur Eins für das Andere Augen, aber nicht so, daß diese hätte Verdacht schöpfen können, um so weniger, da die Beiden selbst von der aufkeimenden Neigung kaum etwas wußten.

Durch die Tante, die einflußreich und hoch angesehen war, kam Fritz in die reichsten und vornehmsten Kreise der wohlhabenden Stadt. Er hätte vollauf Gelegenheit gehabt, eine reiche Partie zu machen, und besonders die Tante ließ es nicht an Versuchen fehlen, ihn zu einer Verlobung zu drängen, aber er wich immer geschickt aus, da er im Stillen Minna Treue geschworen hatte. Endlich, nachdem er sein Staatsexamen bestanden hatte, erklärte er sich der Tante, die darüber sehr aufgebracht war. Denn sie hatte ihren Neffen einer solchen Thorheit nie für fähig gehalten. Sie versuchte, ihn von seinem Vorsatz abzubringen.

„Was ist Minna?“ sagte sie. „Ein armes Mädchen, ganz hübsch, auch gebildet, das ist aber auch alles. Du erniedrigst Dich, wenn Du sie heirathest, Du, dem die besten Partieen offen stehen. Ihr Beide seid arm, Ihr werdet Euer ganzes Leben mit Sorgen zu kämpfen haben. Und auf mich rechne nur nicht mehr. Ich mag kein Mädchen in meiner Verwandtschaft haben, die Jahre lang in meinen Diensten gestanden hat.“

„Daran ist nichts Schimpfliches,“ hatte er geantwortet. „Ich liebe sie nun einmal und werde sie heirathen.“

Achselzuckend hatte sie sich abgewendet, doch kündigte sie Minna die Stellung noch denselben Tag. Fritz wurde dadurch nur noch mehr zum Trotz gereizt, verlobte sich mit der Geliebten öffentlich und brachte sie bei braven Leuten unter, wo sie sich in der Haushaltung unterrichten sollte, bis er eine Anstellung gefunden habe. Ein halbes Jahr später verheiratheten sie sich.

Die Beiden waren sehr glücklich. Man fühlte sich behaglich in dem kleinen Orte, in den der Zufall sie verschlagen hatte. Mit dem von Minna ersparten Gelde und dem, was Fritz aus seiner Lehrzeit gerettet hatte, bauten sie sich ein gemüthliches Nest, schafften solide Möbel hinein und schmückten es mit tausend Kleinigkeiten aus, so daß die kleine Wohnung einem Schmuckkästchen glich. Das gesparte Geld hatte gerade hingereicht zu dem allen. Sie waren auf das Gehalt von Fritz angewiesen. Aber da Minna zu sparen wußte und den Haushalt mit Wenigem zu führen verstand, so ging die Sache schon. Zu Extravaganzen war allerdings nichts übrig, aber Beide hatten dazu keine Neigung; denn sie fühlten sich in ihrer hübschen Häuslichkeit wohl und zufrieden.

Die Freude wurde noch größer, als nach einiger Zeit ein kleiner Schreihals auf der Bildfläche erschien und Leben in die stille Wohnung brachte. Es war ein kräftiger gesunder Junge, mit Lungen, die auf den späteren Beruf eines Redners schließen ließen.

Allerdings, solch ein kleiner Weltbürger verursacht neue Kosten. Fritz hätte nie gedacht, daß ein Kind, das noch kein Jahr zählte, schon so mannigfache Ansprüche an das Leben stellen könnte. Er mußte öfter in das Portemonnaie greifen, als ihm lieb war.

Ja, man braucht eine Menge Geld; das ist eine betrübliche Thatsache, aber nichts destoweniger eine Thatsache, die auch Fritz erfahren mußte. Nicht, daß man Schulden gemacht hatte; aber man mußte sich einschränken. Das war für Fritz peinlich. Er war in der Studienzeit an das Gesellschaftsleben gewöhnt, ja er hatte damals eine gewisse Rolle gespielt, und es kam ihm schwer an, nun so ganz bei Seite stehen zu sollen. Besonders auch Minna's wegen kränkte ihn das. Konnte man es nicht so auslegen, als wage er sich nicht an die Oeffentlichkeit mit seiner Frau? Als wisse sie sich nicht zu bewegen? Er wäre schon gern öfter in Gesellschaften mit ihr erschienen und Arm in Arm mit ihr den Anderen entgegengetreten, wie wenn er sagen wollte: Solch' eine brave, hübsche Frau habt Ihr doch nicht.

Aber daraus konnte nichts werden. Man mußte ja froh sein, wenn man nur eben auskam. Das drückte ihn auf die Dauer nieder. Er wurde mißmüthig, die Häuslichkeit erschien ihm philiströs, das ewige Zuhausesitzen langweilig. Er haderte mit dem Schicksal, das ihn offenbar schlecht behandelt hatte. Es war ihm eine Genugthuung schuldig.

So war ihm eines Tages der Gedanke gekommen, er will das Schicksal zwingen. Er wird in der Lotterie spielen; er wird ein Loos nehmen und zwar gleich ein ganzes. Dann will er doch sehen — —

Zwar zuerst kamen ihm doch einige Bedenken, wie unwahrscheinlich, auf diese Art etwas zu gewinnen und nun gar das große Loos, das er in Aussicht genommen hatte; denn alles andere erschien ihm als Halbwerk. Aber allmählig setzte sich die Idee bei ihm fester; sie wurde zu einem starken Wahn, an den er zuletzt nicht mehr zu zweifeln wagte.

So wurde denn das Loos gekauft. Zwar kostet es ein Heidengeld. Kaum ist eine Ziehung vorüber, so meldet sich der Collector schon von Neuem. Dabei darf Minna nichts davon wissen; er will sie überraschen; vielleicht fürchtet er auch ein ganz klein wenig ihre Vorwürfe; denn sie ist immer so praktisch.

Die ersten Ziehungen sind vorübergegangen, ohne ihm etwas gebracht zu haben. Es ist auch gut so; diese Fünfzig- oder Hunderttausend, die man da gewinnen kann, sind ja nicht der Rede werth. Die letzte Ziehung, die wird es bringen.

So ist endlich der große Tag gekommen. Abends wird die Zeitung die ersten Resultate bringen. Vielleicht liegt auch schon ein Telegramm da. Er kann kaum die Zeit erwarten, ist zerstreut beim Unterricht, und die Klasse benutzt die günstige Gelegenheit, sich zu amusiren. Drüber wird er nun wieder ungehalten, fährt die Burschen zornig an und ärgert sich nachträglich über diesen Ausbruch seiner Leidenschaft.

Mißmuthig kommt er nach Hause: „Ist die Zeitung noch nicht da?“

„Sie ist bis jetzt nicht da,“ antwortet Minna, die von der Wiege des Kleinen aufsteht und ihn freundlich begrüßt. „Sie kommt ja auch erst in einer Stunde.“

Dann sieht sie die Falten auf seiner Stirn. „Du hast Dich geärgert?“ fragt sie theilnahmsvoll.

„Ach, die verwünschten Bengels!“ antwortete er kurz abweisend, indem er sich an seinen Schreibtisch setzt. „Ich finde übrigens, daß die Zeitungsfrau uns immer unverzeihlich lange warten läßt; ich werde ihr den Standpunkt mal gehörig klar machen.“

Dann vertiefte er sich in die Durchsicht einer Reihe von Schulheften. Natürlich wimmelt es von Fehlern. Er streicht unbarmherzig an. Es ist wirklich zum Tollwerden mit diesen Bengels.... Nun mischt sich auch noch die Stimme des Kleinen hinein, und dabei soll man arbeiten.

„Wie das Kind schreit,“ sagt er in einem Tone, als sei Minna persönlich daran schuld.

„Ich glaube, Otto ist krank,“ antwortet sie sanft. „Er hat vorhin so viel gehustet.“

„Ach was, krank!“ erwidert er. Ihre Sanftmuth ärgert ihn. Er steht auf und nähert sich der Wiege. „Sei ruhig, Schreihals!“ Das sagt er in so lautem Kommandotone, daß das Kind, aufs höchste erschrocken, nun brüllt, als ob es am Spieß stäcke.

„Das Kind ist gesund wie ein Fisch,“ sagt er dann. „Aber es ist unartig; es muß besser erzogen werden.“

Minna antwortet nicht. So setzt er sich denn wieder an den Schreibtisch und fährt fort, die Hefte zu corrigiren.

Und noch keine Zeitung; wo bleibt sie denn nur?

Er wirft einen Blick auf seine Frau, die mit liebevollen Worten auf das kleine Wurm einspricht, das sich mit fieberrothen Wangen und flackernden Augen unruhig hin- und herwälzt. Sie rückt ihm die Kissen zurecht, schaukelt es leise und ist beständig in fast unmerklicher Thätigkeit begriffen.

„Armes Weib,“ sagt er, indem er auf sie zutritt und zärtlich seine Hand auf ihre Schulter legt; „wie Du Dich mit dem Kinde abquälen mußt.“

„Ich mich quälen?“ antwortete sie verwundert. „Wie Du redest....“

„Na, ein Vergnügen ist es doch gerade nicht,“ sagt er schon härter.

„Ich wünsche es mir nicht anders.“

Diese unausstehliche Sanftmuth, diese Resignation auf alles Höhere! Es ist schrecklich. Entrüstet wendet er sich weg. Als ob sie ein Brett vor dem Kopfe hätte, daß sie nicht weiter sieht, als ihre vier Pfähle reichen. Aber sie wird sich schon hineinfinden lernen in die neue Lage, wenn nur das Geld erst da ist.

Das Kind bekommt einen neuen Hustenanfall; auch ihm kommt jetzt die Sache bedenklich vor.

„Wir werden doch wohl zum Arzt schicken müssen,“ meint sie mit bittender Miene.

„Laß nur, ich will selbst. Eher giebt's ja doch nicht Ruh'.“ Unmuthig geht er fort. Auch das Wetter ist nicht geeignet, seine Stimmung zu verbessern. Es stürmt und schneit, daß man kaum die Hand vor Augen sehen kann.

Natürlich ist auch der Doktor nicht zu Hause. Doch soll er gleich kommen, sobald er zurück ist. Daß diese Leute nie da sind, wenn man sie braucht! Weiß Gott, wo sie sich immer umhertreiben; denn mit der Praxis ist es doch nicht so schlimm.

Zu Hause sind endlich die Zeitungen eingetroffen. Kaum daß sich Fritz läßt, Rock und Hut abzuthun und flüchtig Bericht von seinem Gang abzustatten, als er auch schon die Zeitung ergriffen hat. Da auf der dritten Seite pflegen die Ziehungsresultate zu stehen; er kennt den Ort nur zu gut; auch die Loosnummer weiß er auswendig, 58,672; aber ein Blick genügt, um ihm klar zu machen, daß zwar das große Loos gezogen ist, aber auf Nummer 95,887.

Geknickt sinkt er in den Sessel vor dem Schreibtisch, während er mechanisch das Blatt zerknittert. Er fragt sich auch gar nicht, ob er nicht sonst einen Gewinn davongetragen hat, noch viel weniger denkt er daran, daß ja noch eine Reihe von Tagen Ziehung ist. Er sieht nichts, als den Zusammenbruch seines lustigen Gebäudes, das er in den letzten Monaten aufgerichtet hatte. Hat die Hoffnung einmal getrogen, dann war sie überhaupt trügerisch.

Lange sitzt er stumm da, bemüht, die Aufregung zu überwinden und niederzukämpfen. Minna sieht ihn einige Male besorgt von der Seite an, doch ohne etwas zu sagen. Auch darf sie ihre Aufmerksamkeit nicht zu sehr von dem Kinde ablenken, das offenbar krank ist.

Endlich gewinnt Fritz es doch über sich, noch einen Blick auf die Zeitung zu werfen. Wahrhaftig, auch seine Nummer ist unter den Gewinnen, er ist mit dem Einsatz herausgekommen. Das Schicksal scheint mit ihm zu spielen. Oder sollte es? Hätte es ihm eine Lehre geben wollen? Fritz schaut sich schüchtern nach Minna um, die sich über den Kleinen beugt. Das Kind röchelt in unruhigem Schlaf.

Es ist Fritz auf einmal, als stiege es ihm heiß ins Gesicht. Er fängt an, sich ungeheuer zu schämen. Welch' ein Narr der Mensch zuweilen ist!

Dann denkt er an das Kind. Es überläuft ihn kalt. Wenn es stirbt? Er kommt sich vor wie ein Rabenvater. Wie er das arme Wurm nur so erschrecken konnte. Er nähert sich schüchtern und blickt über Minnas Schulter hinweg auf das kleine Wesen, das wieder aufgewacht ist und von Neuem zu schreien anfängt. Er ist jetzt wie umgewandelt. Und als wollte er seine Rauhheit von vorhin wieder gut machen, so tröstet und schmeichelt er mit den sanftesten Lauten, die ihm zu Gebote stehen.

„Wie das arme Kindchen aussieht,“ sagt er zerknirscht. „Wenn es nur nicht stirbt, Minna.“

„Aber so verzweifle doch nicht,“ antwortete sie freundlich tröstend. „Wir haben das Unsere gethan.“

„Nein,“ versetzte er beschämt, indem er ihre Hand ergreift, „ich habe es nicht gethan. Ich hatte Euch vergessen, Euch alle Beide.“

„Wie Du redest!“ sagt sie liebevoll, indem sie den Arm um seinen Nacken legt.

„Ja, ja, Kindchen, es ist doch so,“ erwiderte er, „und ich sehe schon, ich muß Alles beichten.“

Doch kam er vorläufig nicht dazu, da es von Neuem klingelte. Es war der Arzt, der prustend und sich schüttelnd hereintrat und lebhaft einen guten Abend wünschte. „Nun, wo steckt der kleine Patient?“

„Es wird doch nichts Bedenkliches sein?“ fragte Fritz besorgt.

„Influenza, weiter nichts,“ sagte er, „warm halten, ich will Ihnen zur Beruhigung noch ein Recept verschreiben. Morgen ist das Fieber hoffentlich schon überwunden.“

Fritz athmete auf, wie neugeboren. Als der Doktor sich entfernt hatte, saß er Hand in Hand am Bette des Kleinen. Er erzählte ihr von seiner thörichten Hoffnung. Aber Minna konnte sich in ihre Rolle als Beichtvater nicht recht finden.

„Es wäre doch recht hübsch gewesen“, meinte sie naiv.

„Nun fange Du auch noch an“, sagte Fritz, indem er ernsthaft drohte....

Als der Arzt im Laufe des nächsten Tages noch einmal erschien, war das Kind in der That aus aller Gefahr. Sein Vater hatte es auf den Arm genommen und erheiterte es durch tausend Tollheiten.

„Nun“, sagte der Doktor verwundert, „Sie sind ja so vergnügt, als ob Sie das große Loos gewonnen hätten“.

„Habe ich auch“, sagte Fritz übermüthig, indem er mit der einen Hand, die noch frei war, Minna umschlang. „Ein braves Weib und ein gesunder Junge, aus dem ein tüchtiger Mann werden soll, ist das nicht großes Loos genug?“

„Ein Bürgermeister

von Berlin habe in Potsdam auf dem Esel reiten müssen,“ diese erstaunliche Kunde erregte zu König Friedrich Wilhelms I. Zeiten in der Mark und darüber hinaus großes Aufsehen. Das Gerücht entbehrte nicht völlig der Wahrheit, indessen war der Mann, welchen der gestrenge König in dieser Weise der Lächerlichkeit preisgab, nicht wirklich Bürgermeister von Berlin, sondern er hatte es nur werden wollen. Ein ehemaliger Feldwebel Namens Trawe war auf Verwendung des Obersten von Marwitz zum „Oberbilletier“ ernannt worden, in welcher Stellung ihm das Einquartierungswesen von Berlin und die Verwaltung der Serviskasse oblag. Sein Einkommen belief sich auf etwa 600 Thaler, und außerdem hatte er im Köllnischen Rathhause freie Wohnung und Feuerung. Also lebte er „in einem reich gesegneten Stande“, wie ein Chronist sich ausdrückt, aber der Mann war von Dünkel verblendet und wollte höher hinaus. Als einer der Bürgermeister starb, meinte er, die Stelle sei gerade gut genug für ihn, und er setzte ein Memorial an den König auf, in welchem er um Verleihung des Postens bat und zugleich, da er einmal im Feuern war, um den Geheimrathstitel ersuchte. Ein beliebter Weg, dem Könige Bittschriften zu unterbreiten, war der, daß man sich dieserhalb an einen der „langen Kerle“ der potsdamer Riesengarde wendete. Den Grenadieren war freilich solche Vermittelung verboten, aber für Geld ließ sich doch hier und da einer bereit finden, und der Monarch sah seinen Lieblingen Manches nach. So fand auch Trawe gegen das Versprechen von 200 Thalern einen Grenadier, der dem König das Memorial überreichte und hierbei offen bekannte, welche Belohnung ihm in Aussicht gestellt sei.

Der Monarch war über das abgeschmackte Gesuch sehr erzürnt, verbarg aber seinen Unmuth und befahl dem Grenadier, an Trawe zu schreiben, daß er selber nach Potsdam kommen solle. Von frohen Hoffnungen beseelt, folgte der Bürgermeisterkandidat eilends der Aufforderung, um aber aus allen Himmeln zu stürzen, als ihn der König festnehmen und zum großen Gaudium der herbeiströmenden Potsdamer auf den Esel setzen ließ. Mehrere Stunden mußte Trawe auf dem Marterholze ausharren, wobei es denn wohl an höhnenden Zurufen „Bürgermeister von Berlin!“ nicht gefehlt hat. Durchreisende Fremde sahen den Mann reiten, hörten die Rufe und verbreiteten dann, wie der Chronist meint, ohne Kenntniß des richtigen Sachverhaltes das Gerücht, es habe in der That ein Berliner Bürgermeister in Potsdam auf dem Esel geritten. Trawe blieb, nachdem er die Strafe überstanden hatte, noch etliche Tage auf der Potsdamer Hauptwache in Haft, durfte aber dann nach Berlin in sein Amt zurückkehren. Nicht lange darauf nahm es mit ihm ein schlimmes Ende. Er lebte über seine Verhältnisse, machte Schulden und griff die Serviskasse an. Schließlich flüchtete er, in Begleitung zweier Frauenzimmer, wurde aber eingeholt und in die Hausvoigtei gesteckt. Da an seiner Kasse beinahe 3000 Thaler fehlten und er über deren Verbleib nicht Auskunft geben wollte oder konnte, wurde er der Tortur unterworfen, aber er gestand nichts. Auf der Festung Spandau, wo er Tags über an die Karre, Nachts an die Wand angeschmiedet wurde, hat der „Bürgermeister von Berlin“ geendet. (Voss. Ztg.)

Ein Interview.

Der Walzercomponist Johann Strauß hat in einem Interview dem Correspondenten des „New York Herald“ geäußert, er beabsichtige eine neue langsamere Tanzart, als den Walzer, in Mode zu bringen, da dieser Tanz den Herren nicht genug Zeit und Athem lasse, sich ihren Tänzerinnen gegenüber auszusprechen. Unser eigener Correspondent hat Strauß über die neue Tanzart weiter interviewt. Das Wesentliche der Unterredung lautet:

Interviewer: Welches ist also Ihre Idee?

Strauß: Ich plane eine Art Contretanz mit neuen Commandos und neuen Wendungen. Auf dem Piano wird eine „Aufforderung zum Verlieben“ gespielt. Sind die einzelnen Paare dieser Aufforderung nachgekommen, so wird eine Art Menuett getanzt, so langsam, daß die verliebten Paare sich bequem aussprechen können. Dann wird commandirt: „Mit den Eltern sprechen!“ Herr und Dame chassiren zu den Eltern der Letzteren hinüber. Sind die Eltern noch jugendlich, so tanzen sie dem Paare entgegen. Das letzte Commando heißt: „Segen der Eltern! Allgemeine Verlobung!“ Dazu nach Belieben: „Auseinandersetzen über die Mitgift!“ Sie werden zugeben, daß diese neue Tanzart viel für sich hat.

— Kunst und Natur. Frau Liesecke (studirt ihre Rolle für's Dilettantentheater):

„— Ihr Alle wißt nicht, was ein Mutterherz
Für Qualen duldet, wenn mit roher Hand
Ein frecher Räuber an sein Liebstes tastet!
Eh' will ich tropfenweis mein Blut verspritzen,
Eh' ihr dem Kinde mein ein Härchen krümmt!“

(Der kleine Hugo fängt an, jämmerlich zu weinen.) Du infamer Junge, wenn Du nicht sofort das Heulen sein läßt und mich noch einen Augenblick beim Studiren störst, lang ich Dir ein paar Backpfeifen herunter, daß Dir Hören und Sehen vergeht!

— Ein guter Sohn, der eine zanksüchtige Mutter hat, umarmt dieselbe, nachdem sie ihn eben ausgescholten und sagt mit bewegter Stimme: „Welch' ein Glück, daß Du meine Mutter geworden!“ — „Warum denn?“ — „So kannst Du wenigstens nie meine Schwiegermutter werden.

Aus dem Leben eines berühmten Malers.

Der Tod des Malers Professor Hermann Kretzschmar ruft eine fesselnde Begebenheit aus dem Leben des Künstlers in die Erinnerung zurück. Auf seiner großen Studienreise kam Kretzschmar 1849 nach Alexandrien und wurde von hier nach Kairo berufen um Mehemed Ali, den großen Vicekönig von Aegypten, den grausamen Ueberwinder der Mameluken, nebst seiner Familie zu malen. Diese Thatsache spricht allein für die Aufklärung des berühmten Paschas, denn bekanntlich verbietet den Bekennern des Islam der Koran das Abkonterfeien und außerdem glaubt der strenge Muselmann, daß ihm aus seinem Abbilde ein Doppelgänger entsteht, für dessen Thaten oder Unthaten er mit verantwortlich wird.

Mehmed Ali aber war über diesen Aberglauben erhaben. Er wollte sich, seine Söhne und Enkel für die Nachwelt verewigt sehen. Der junge Maler ging nun mit Eifer an's Werk und hatte bereits drei Bilder auf der Staffelei stehen, zu denen ihm die Prinzen, zwei Söhne und ein Enkel des Paschas, täglich saßen, als seine Arbeit eine jähe Unterbrechung erfuhr. In Syrien brach abermals der Krieg, und in Kairo die Pest aus. Der eine Prinz mußte zum Heere abreisen, der andere schloß sich aus Angst vor der Seuche in seinem Palast ein, und der kleine Enkel wurde wegen eines Augenleidens nach Marseille geschickt. Wohl waren noch genug andere Prinzen vorhanden, aber keiner wollte dem Maler stillhalten; alle hockten aus Furcht vor Ansteckung in ihren Häusern. Mehemed Ali selbst ließ unserem Landsmann antworten, er habe jetzt andere Dinge zu thun, als an sein Konterfei zu denken. So sah der Künstler sich zur Unthätigkeit verdammt, und auch die Aussicht auf klingenden Lohn wurde sehr unsicher. Da kam er auf den Gedanken, eine Nilfahrt nach Ober-Egypten zu machen, die ihm reiche Ausbeute für seine Skizzenmappe geben mußte, und für Geld und gute Worte fand sich auch ein arabischer Feluckenführer bereit, ihn an Bord zu nehmen. Vorher mußte er freilich den „Rais“ aus dem viceköniglichen Frohndienst, für den dieser gepreßt worden, loslösen und dies geschah durch Ankauf seines Fahrzeuges. So wurde Kretzschmar Schiffsrheder und hatte für allen Proviant und auch für Pulver und Blei zu sorgen, denn die Fahrt führte durch unsichere, von raubgierigen Beduinen durchschwärmte Landstriche. Stolz auf seine neue Würde, spannte der Maler ein großes Stück Leinwand in den Rahmen, malte einen schönen preußischen Adler hinein und ein paar Tage später wehte zum ersten Male eine preußische Fahne auf dem Nil, befehligte zum ersten Male ein preußischer Landwehrmann auf dem Vater der Ströme ein preußisches Schiff.

Die Reise ging, obwohl stromaufwärts, flott von statten, denn die zwölf arabischen Ruderknechte ruderten, reichlicher genährt denn zuvor, tapfer darauf los. Die kriegerische Ausrüstung erwies sich nicht als überflüssig; zu fünf verschiedenen Malen unternahmen Beduinenhorden einen Angriff auf das Schiff, wichen aber, durch lebhaftes Gewehrfeuer begrüßt, stets heulend in die Wüste zurück. So fand hier vor 51 Jahren der erste Kampf einer von einem Preußen geführten Schaar mit arabischem Raubgesindel statt. Das Schiff erlitt im Kampfe weiter keinen Schaden, als daß ihm die Segel und auch der Adler durch einige Kugeln durchlöchert wurden. Nachdem der Künstler seine Mappe reichlich mit Skizzenblättern gefüllt hatte, kehrte er mit der herannahenden Fluth des Nil nach Kairo zurück. Der junge Maler fand Kairo und ebenso Alexandrien, wohin er sich von dort begab, in größter Aufregung. Wegen des Einspruchs der europäischen Großmächte gegen Mehemed Alis Eroberungen war der alte Christenhaß der Eingeborenen entflammt, die fremden Konsuln rüsteten sich zur Abreise, und auch dem Künstler wurde dringendst dazu gerathen. So ließ er seine drei Prinzenbilder auf der Staffelei stehen und schiffte sich nach Konstantinopel ein.

Gedankensplitter.

Große Erwartungen zu rechtfertigen, ist der sicherste Sporn eines edlen Gemüthes.

* * *

Es gibt viele Männer, welche keine Männer sind, aber kein einziges Weib, welches nicht ein Weib wäre.

* * *

Sonderbar! Der unechte Champagner macht Denen Kopfweh, die ihn trinken; der echte aber sehr oft Denen, die ihn bezahlen müssen.

— Ein kleiner Unterschied. Im Jahre 1643 wollte St. Preuil, der Gouverneur von Amiens, Arras durch eine List überrumpeln, und suchte einen Soldaten, Courcelles, dazu zu gewinnen. „Ich wähle Dich,“ sagte er, „weil Du der Klügste bist, den ich kenne. Höre meinen Plan: Du verkleidest Dich als Bauer und verkaufst Obst in Arras; hast Du dies eine Zeit lang gethan, so fängst Du Streit mit Jemanden an und stößt ihn mit dem Dolche nieder. Du läßt Dich festnehmen; man wird Dir auf der Stelle den Proceß machen und Dich zum Galgen verurtheilen. Du weißt, daß in Arras die Hinrichtungen außerhalb der Stadt stattfinden. Auf diesen Umstand habe ich meinen Plan gebaut. Ich lege einen Hinterhalt in der Nähe des Thores, durch das man Dich herausführen wird, und meine Leute werden sich der Galgenprocession bemächtigen. Sogleich eile ich zu ihrem Beistande herbei und nehme den Platz weg, worauf ich Dich befreien werde. Was sagst Du zu diesem Plane?“—„Er ist sehr gut,“ antwortete Courcelles, „aber er fordert Ueberlegung.“— Den andern Tag ging er wieder zum Commandanten, der ihn sogleich fragte, ob er entschlossen sei. Courcelles antwortete: „Der Plan ist vortrefflich, und ich will gern mit zur Ausführung beitragen, nur bitte ich, daß Ihr mir das Commando des Hinterhalts übertraget und selbst als Bauer verkleidet in die Stadt geht.“